

Sarah Jio
ZIMT
SOMMER

Von Sarah Jio sind im Diana Verlag erschienen:

Irgendwo für immer
An einem Tag mit dir
Brombeerwinter
Der Kameliengarten
Zimtsommer

Sarah Jio
ZIMT
SOMMER

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Charlotte Breuer und
Norbert Möllemann

DIANA

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Deutsche Erstausgabe 08/2016

Copyright © 2013 by Sarah Jio

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel

Morning Glory bei Plume,

a member of Penguin Group (USA), New York

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Heiko Arntz

Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München

Umschlagmotive: © IreneAr, Natali Zakharova,

Zenina Anastasia, Innakote, IreneArt/shutterstock

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck


Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35886-7

www.diana-verlag.de

Besuchen Sie uns auch auf www.herzenszeilen.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

*In Erinnerung an Anna und alle anderen Frauen,
denen das Herz gebrochen wurde.
Regentage dauern nicht ewig an.
Mögt ihr euren Weg finden.*

I

Ada

Seattle, 12. Juni 2008

Ich gehe hinunter auf den alten Steg. Er ächzt unter meinen Schritten, als würde er einen tiefen Seufzer ausstoßen. Es ist dunkel, aber die Lichterkette über mir beleuchtet meinen Weg.

Was hatte die Frau von der Agentur am Telefon gesagt? Siebtes Hausboot links? Ich glaube, ja. Den Koffer in der Hand, gehe ich langsam weiter. Ein Segelboot schaukelt sanft auf dem Wasser. Es ist an einem Hausboot vertäut, einem zweistöckigen, mit Oberdeck und einer Verkleidung aus graubraun verwitterten Zedernschindeln. Auf einem Tisch auf dem Vorderdeck flackert ein Windlicht, aber gleich darauf geht die Flamme aus, vielleicht vom Wind ausgepustet, vielleicht von jemandem gelöscht, den ich in der Dunkelheit nicht sehen kann. Ich stelle mir vor, wie die Bewohner der anderen Hausboote mich durch die Fenster beobachten. »Da ist sie ja«, tuschelt jemand. »Die neue Nachbarin.« Jemand grinst. »Ich hab gehört, sie ist aus *New York*.«

Das Geflüster, die Blicke sind mir unheimlich. Die neugierigen Blicke waren es, die mich aus New York vertrieben haben. »Die Ärmste«, hörte ich vor einem Monat eine Frau beim Aussteigen aus dem Aufzug raunen. »Ich frage mich, wie sie es morgens aus dem Bett schafft, nach allem, was

passiert ist. Also *ich* wüsste nicht, wie ich weiterleben sollte.« Ich weiß noch, wie ich mich im Flur herumgedrückt habe, bis die Frau um die Ecke gebogen war. Ich konnte ihren Gesichtsausdruck nicht ertragen. Oder den der anderen. Das Kopfschütteln. Das Mitleid. Das Entsetzen. In Seattle würde der Schatten meiner Vergangenheit hinter Wolken verborgen sein.

Ich hole tief Luft und blicke auf, als ich in einiger Entfernung ein Türscharnier quietschen höre. Ich bleibe stehen, versuche, etwas zu erkennen. Aber das Einzige, was sich bewegt, ist ein Kajak, das über den See gleitet. Der einsame Insasse nickt zum Gruß, dann verschwindet er in der Dunkelheit. Der Steg schwankt ein bisschen, und ich gerate kurz aus dem Gleichgewicht. Es war eine lange Reise von New York bis Seattle, und ich bin immer noch erschöpft von dem Flug quer über den Kontinent. Einen Moment lang frage ich mich, was ich eigentlich hier mache.

Ich gehe an zwei weiteren Hausbooten vorbei. Eins ist grau, mit Glastüren zum Deck und einer Wetterfahne auf dem Dach. Das nächste ist braun, mit Blumenkästen voller roter Geranien unter den Fenstern. Auf dem Deck stehen Pflanzkübel, und ich bleibe stehen, um die blauen Hortensien in einem Terrakottatopf zu bewundern. Wer hier wohnt, muss ein leidenschaftlicher Gärtner sein. Ich denke an den Garten auf meinem Balkon in New York, an den Blumenkasten mit Mangold und Basilikum und dem Kürbis für ... Ich beiße mir auf die Lippe. Ich bekomme Herzklopfen, doch das Licht über der Tür von Nummer sieben bringt mich auf den Boden der Tatsachen zurück. Ich betrachte das Boot, in dem ich von nun an wohnen werde: Es liegt an

letzter Stelle am Steg und schaukelt furchtlos auf dem Wasser. Die Seitenwände des Aufbaus sind mit verwitterten Zedernschindeln verkleidet, und ich lächle, als ich im ersten Stock ein offenes Bullauge entdecke. Genau wie in der Broschüre abgebildet. Ich seufze.

Da bin ich.

Ich habe einen Kloß im Hals, als ich den Schlüssel ins Schloss stecke. Plötzlich bekomme ich weiche Knie, und kaum habe ich die Tür geöffnet, sinke ich zu Boden, schlage die Hände vors Gesicht und weine.

Drei Wochen zuvor

Es ist neun Uhr am Morgen, und die New Yorker Sonne dringt so intensiv durch die Fenster von Dr. Evinsons Praxis im achten Stock, dass ich mir die Hand schützend über die Augen halten muss.

»Stört Sie das Licht?«, fragt er mit einer Geste in Richtung Fenster.

»Ja«, sage ich. »Das heißt, eigentlich nein, es ist ...« In Wirklichkeit ist es nicht das Licht, das mich nervös macht, sondern das, was ich ihm zu sagen habe.

Ich seufze und richte mich in dem dick gepolsterten, grün-weiß-gestreiften Sessel auf. An der Wand hängt ein gerahmtes Foto von Mick Jagger mit Autogramm. Ich muss amüsiert daran denken, wie ich vor einem Jahr in Dr. Evinsons Praxis kam in der Erwartung, eine schwarze Ledercouch und einen glatt rasierten Mann im Anzug vorzufinden, der sich Notizen macht, während ich mir die Augen mit einem Taschentuch wische.

Meine Schwägerin Joanie behauptet, er sei der gefragteste Trauertherapeut von Manhattan. Er hat schon Größen wie Mick Jagger behandelt – daher das Foto an der Wand. Auch Michelle Williams hat nach dem Tod ihres Ex, Heath Ledger, Dr. Evinson einmal pro Woche aufgesucht. Das weiß ich, weil ich sie einmal im Wartezimmer gesehen habe, wo sie in der *US Weekly* blätterte. Aber die Liste seiner berühmten Patienten beeindruckt mich nicht. Ehrlich gesagt, hatte ich Angst vor Therapeuten, ich fürchtete, sie könnten mich dazu bringen, Dinge zu sagen, die ich nicht sagen wollte, und Gefühle zu zeigen, die ich lieber nicht zeigen wollte. Aber Joan ermutigte mich hinzugehen. Das heißt, *ermutigten* ist nicht das richtige Wort. Eines Morgens lud sie mich im Erdgeschoss des Gebäudes, in dem Dr. Evinson seine Praxis hat, zum Frühstück ein, und anschließend schob sie mich in den Aufzug, der in den neunten Stock fuhr. Oben angekommen, wollte ich schon auf dem Absatz kehrtmachen, aber die Empfangsdame im Foyer begrüßte mich mit den Worten: »Sie sind sicher Dr. Evinsons Neun-Uhr-Termin.«

Zögernd hatte ich das Behandlungszimmer betreten. Als Erstes war mein Blick auf den grün-weiß-gestreiften Sessel gefallen, auf dem ich ein Jahr lang jeden Freitagmorgen um neun sitzen sollte. »Sie haben bestimmt mit einer Couch gerechnet«, sagte Dr. Evinson mit einem entwaffnenden Lächeln.

Ich nickte.

Er rieb sich den grauen Bart. »Sie sollten keinem Therapeuten trauen, der von seinen Patienten verlangt, sich auf die Couch zu legen.«

»Oh«, hatte ich nur gesagt und mich gesetzt. Ich erinnerte mich an einen Artikel über die Couch als therapeutisches Hilfsmittel, den ich einmal irgendwo gelesen hatte. Freud hatte die Methode entwickelt, *hinter* dem Patienten zu sitzen, der vor ihm auf der Couch lag. Offenbar hatte er etwas gegen Blickkontakt gehabt. Einige Therapeuten jedoch, unter ihnen offenbar Dr. Evinson, fanden die Couchmethode wenig nützlich, ja sogar hinderlich. Andere stimmten Freud zu, weil diese Methode dem Therapeuten eine dominante Position gegenüber dem Patienten verschaffte, die jede Möglichkeit des Dialogs und des Feedbacks ausschloss.

Ich war mir nicht sicher, für welche Sichtweise ich mich entscheiden sollte, ich wusste nur, dass ich mich in Dr. Evinsons Praxis befangen fühlte. Trotzdem setzte ich mich in den Sessel und ließ mich tief in die Polster sinken. Der weiche Stoff fühlte sich an wie eine liebevolle Umarmung, und schließlich erzählte ich Dr. Evinson Stück für Stück die ganze Geschichte ...

Ich lasse meinen Kopf wieder gegen das weiche Polster sinken.

»Sie schlafen immer noch nicht gut, nicht wahr?«, fragt er.

Ich zuckte die Achseln. Er hat mir Schlaftabletten verschrieben, die ein bisschen helfen. Aber ich wache immer noch um vier Uhr morgens auf, so traurig wie am Abend zuvor. Nichts half. Keine Beruhigungsmittel. Keine Antidepressiva. Auch nicht das Valium, das man mir im Krankenhaus verabreicht hatte an dem Tag, an dem meine Welt für immer zusammenbrach. Nichts konnte mir den Schmerz nehmen, das Gefühl der Einsamkeit, das Gefühl, mich selbst verloren zu haben.

»Sie haben etwas auf dem Herzen«, sagt Dr. Evinson.

Ich wende mich ab.

»Ada, was ist es?«

Ich nicke. »Es wird Ihnen nicht gefallen.«

Sein Schweigen, das habe ich mittlerweile gelernt, ist eine Aufforderung fortzufahren. Ich hole tief Luft. »Ich überlege, aus New York wegzuziehen.«

Er hebt die Brauen. »Und warum?«

Ich reibe mir die Stirn. »Wegen der Erinnerungen«, sage ich. »Ich halte es nicht mehr aus. Ich kann nicht ...« Meine Augen füllen sich mit Tränen, dabei habe ich seit Monaten nicht mehr hier geweint. Ich habe einen Zustand der Heilung erreicht, ein Plateau, wie Dr. Evinson sich auszudrücken pflegt, und mich ein bisschen stärker fühlt.

Bis jetzt.

»Wenn ich weggehe«, sage ich mit zitternder Stimme, »kann ich den Schmerz vielleicht hier in New York zurücklassen. Vielleicht kann ich dann ...« Ich vergrabe das Gesicht in den Händen.

»Gut«, sagt Dr. Evinson, immer darauf bedacht, das Positive zu sehen. »Eine Veränderung kann Gutes bewirken.« Er nickt, als ich von meinen Händen aufblicke, aber ich seh ihm an, dass er genauso skeptisch ist wie ich. Das Thema Kampf-oder-Flucht ist schon mehrmals in unseren Sitzungen aufgekommen, aber ich habe noch nie einen ausgeprägten Fluchtinstinkt gehabt.

»Reden wir darüber«, sagt er. »Sie wollen also wirklich Ihre Wohnung und Ihre Arbeit aufgeben? Ich weiß, wie wichtig Ihnen beides ist.«

Erst vor einem Monat bin ich zur stellvertretenden Chef-

redakteurin der Zeitschrift *Sunrise* befördert worden, und mit dreiunddreißig war ich die Jüngste, die diesen Posten je bekleidet hatte. Vor einer Woche habe ich im Auftrag meiner Zeitschrift in der *Today*-Show mit Matt Lauer Reisetipps für Familien gegeben. Mit meiner Karriere ist es steil nach oben gegangen, ja, aber mein Privatleben ... tja, das ist vor zwei Jahren vor die Hunde gegangen.

Alles, einfach alles – vom Fensterplatz in meiner Wohnung bis zu dem kleinen Café in der 56. Straße –, ist mit quälenden Erinnerungen besetzt. »Ich arbeite von morgens bis abends«, sage ich kopfschüttelnd. »Aber nicht, weil es mir Spaß macht. Früher habe ich meine Arbeit geliebt.« Schon wieder fließen die Tränen. »Jetzt spielt nichts mehr eine Rolle. Ich fühle mich wie ein kleines Mädchen, das in der Schule stundenlang an einem Kunstprojekt arbeitet, und wenn sie es stolz mit nach Hause bringt, ist niemand da, der sich dafür interessiert.« Ich werfe die Hände in die Luft. »Wenn niemand da ist, den es interessiert, warum macht man dann überhaupt noch irgendetwas?« Ich reibe mir die Augen. »Ich muss aus der Stadt raus, Dr. Evinson. Ich wohne schon so lange hier. Aber ich kann nicht länger bleiben.«

Er nickt nachdenklich. »Ja«, sagt er schließlich.

»Sie halten es also für eine gute Idee?«, frage ich nervös.

»Ich denke, es könnte sich positiv auswirken«, erklärt er nach kurzem Nachdenken. »Aber nur, wenn Sie aus den richtigen Gründen weggehen.« Er mustert mich aufmerksam, mit diesem wissenden Blick, der bis in mein Inneres zu dringen scheint. »Versuchen Sie, vor Ihrem Schmerz davonzulaufen, Ada?«

Ich wusste, dass er mich das fragen würde. »Vielleicht«, antworte ich aufrichtig und wische mir eine Träne von der Wange. »Ich weiß nur, dass ich den Schmerz nicht länger ertragen kann.« Ich schüttle den Kopf. »Ich halte das einfach nicht mehr aus.«

»Ada«, sagt er. »Sie müssen sich an den Gedanken gewöhnen, dass der Schmerz Sie womöglich Ihr Leben lang begleiten wird.« Mir stockt der Atem bei seinen Worten, aber ich zwingen mich, ihm zuzuhören. »Was wir hier machen, soll Ihnen helfen, mit Ihrer Trauer zu leben, mit ihr umzugehen. Ich mache mir Sorgen, dass Sie Ihren Schmerz abspalten könnten, indem Sie sich einreden, Ihr Schmerz existiere nur in New York, während er in Wirklichkeit hier existiert.« Er klopfte sich aufs Herz.

Ich wende mich erneut ab.

»Wo wollen Sie denn hin?«, fragt er.

»Das weiß ich noch nicht«, antworte ich. »Auf jeden Fall weit weg.«

Er lehnt sich in seinem Sessel zurück, kratzt sich am Kopf und verschränkt dann die Hände. »Meine Tochter hat eine Freundin in Seattle, die ein Hausboot besitzt, das sie vermietet«, sagt er.

»Ein Hausboot?« Ich ziehe die Brauen zusammen. »Wie in diesem Film mit Tom Hanks und Meg Ryan?«

»Ja«, sagt er und nimmt eine Visitenkarte aus seiner Schreibtischschublade. »Sie war kürzlich hier zu Besuch und meinte, meine Frau und ich sollten doch mal Urlaub auf ihrem Boot machen.«

»Ich weiß nicht. Ich hatte eher an eine wärmere Gegend gedacht. Regnet es da nicht viel?«

»Sie wissen doch, was man vom Regen sagt«, erwidert er.
»Es sind die Tränen Gottes.«

»Dann würde ich wenigstens nicht allein weinen«, sage ich mit einem schwachen Lächeln.

Er reicht mir die Visitenkarte. Roxanne Wentworth lese ich. »Danke«, sage ich, stecke die Karte ein und stehe auf.

»Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe«, ermahnt mich Dr. Evinson und zeigt wieder auf seine Brust. Ich nicke, aber ich kann nur hoffen und beten, dass er sich irrt, denn lange kann ich diesen Schmerz nicht mehr aushalten. Lange macht mein Herz das nicht mehr mit.

Am anderen Ende der Leitung klingelt es. Einmal, zweimal. Ich überlege schon, ob ich wieder auflegen soll. Plötzlich kommt mir die ganze Idee völlig verrückt vor. Meinen Job aufgeben? Nach Seattle ziehen? Auf ein *Hausboot*? Ich will schon die Auflegetaste drücken, als eine lebhaftere Stimme sagt: »Das Büro von Miss Wentworth. Was kann ich für Sie tun?«

Ich bin verwirrt. »Hier spricht ... ähm, mein Name ist Ada Santorini, und ich rufe an, um zu fragen ... um das Hausboot zu mieten.«

»Santorini«, sagt die Frau. »Was für ein schöner Name. Ich habe in Mailand studiert, da kannte ich eine Familie, die so hieß. Sind Sie Italienerin?«

»Nein«, antworte ich hastig. »Ich meine, mein Mann war ... also ... Hören Sie, wahrscheinlich ist das Hausboot sowieso vermietet.«

»Nein, nein«, sagt die Frau. »Ab dem Ersten ist es frei. Es ist ganz entzückend. Aber das haben Sie sicher schon auf den Fotos im Internet gesehen.«

»Fotos?«

»Ja«, sagt sie. Sie diktiert mir den Link zur Webseite, den ich sofort in meinen Computer eintippe. Meine Bürotür steht offen, und ich hoffe, dass die neugierige Praktikantin nicht lauscht.

»Oh«, sage ich, während ich mir die Bilder ansehe. »Das ist ja richtig ... romantisch.«

Vielleicht hat Dr. Evinson sich ja geirrt. Vielleicht kann ich doch vor meinem Schmerz davonlaufen. Ich spüre, wie mein Herz heftig zu klopfen beginnt, als eine E-Mail von meinem Chefredakteur hereinkommt. »Ihr Auftritt in *Today* war der Hit. Der Produzent möchte, dass Sie noch mehr Tipps zu Reisen mit Kindern geben. Seien Sie morgen um siebzehn Uhr im Studio, der Visagist erwartet Sie.« Mir wird ein bisschen schwindlig. *Nein. Nein, das geht nicht. Ich kann nicht mehr.* »Ich möchte es gern mieten«, höre ich mich ins Telefon sagen.

»Wirklich?«, fragt die Frau. »Aber möchten Sie nicht erst noch ein paar mehr Einzelheiten wissen? Wir haben ja noch nicht mal über den Preis gesprochen.«

Plötzlich steht die neugierige Praktikantin in meiner Bürotür. Sie hält das Titelbild der Augustausgabe in der Hand: eine junge Mutter mit ihrer kleinen Tochter in einer schaukelnden Hängematte. Beide lächeln. »Nein, danke«, sage ich ins Telefon. »Das spielt alles keine Rolle. Ich nehme das Boot.«

Ada

Als ich die Augen öffne, weiß ich einen Moment lang nicht, wo ich bin, und das Gefühl der Leere ist auf wohlige Weise überwältigend. Dann höre ich die Geräusche des Sees draußen, und langsam unterscheide ich Einzelheiten.

Ich liege auf einem Sofa, das mit einem blütenweißen Schonbezug bedeckt ist. Ich habe noch meine Sandalen an, und mein großer schwarzer Koffer steht neben der Tür. Ich schaue mich im Hausboot um. Die Uhr zeigt Viertel vor sechs an, das ist an der Ostküste Viertel vor neun. Die Erkenntnis schockiert mich, denn so lange habe ich schon seit Jahren nicht mehr geschlafen.

Ich stehe auf und gehe in die kleine Küche. Ich fahre mit der Hand über die geflieste Arbeitsfläche. Auf einem Blatt Papier mit dem Briefkopf von Wentworth Real Estate liegt ein Messingschlüssel. »Willkommen in Seattle!«, steht auf dem Zettel. »Hier ist ein Zweitschlüssel. Falls Sie irgendetwas brauchen, rufen Sie uns an.« Als ich den Schlüssel einstecke, fällt mein Blick auf die Kaffeemaschine. Ich fülle den Wasserbehälter, lege ein Pad in die dafür vorgesehene Mulde, schalte die Maschine ein und lausche ihren Geräuschen.

Ich öffne Schranktüren und Schubladen und stelle zufrieden fest, dass die Küche gut ausgestattet ist. An Haken über

dem Herd hängen Töpfe und Pfannen, an deren Gebrauchspuren man erkennt, dass hier schon viele Mahlzeiten zubereitet wurden. In einem offenen Regal stehen Wein- und Sektgläser. Ich versuche mir die Leute vorzustellen, die diese Gläser im Lauf der Jahre an ihre Lippen gehoben haben, und kann fast hören, wie sie Feuerwerkskörper anzünden und »Frohes neues Jahr!« rufen und dann »Auld Lang Syne« anstimmen. Waren sie hier glücklich? Werde ich hier glücklich sein?

Ich nehme eine Henkeltasse aus dem Regal und gieße mir einen Kaffee ein. Er duftet köstlich, und ich trinke einen Schluck. Dann gehe ich in den Flur, wo an einer Wand eine schmale Liege und an der gegenüberliegenden Seite ein weißes Bücherregal stehen. Das Regal ist vollgestopft mit Büchern, die diverse Mieter über die Jahre hinweg dagelassen haben. Maeve Binchy. Stephen King. Ich muss lächeln, als ich eine Gesamtausgabe von *Per Anhalter durch die Galaxis* entdecke. James war ein absoluter Fan der Romanreihe.

Einen Moment lang schließe ich fest die Augen, doch ich habe mich schnell gefangen und gehe um die Ecke. Neben der Tür zum Bad steht eine winzige Waschmaschine samt Wäschetrockner und daneben ein Wäscheschrank. Über der Dusche befindet sich ein Oberlicht zum Lüften, und ein weiteres kleines Fenster erlaubt einen Blick auf das Deck und den See. Eine junge Familie fährt in einem kleinen Motorboot vorbei. Das kleine Mädchen trägt eine pinkfarbene Schwimmweste. Im Heck sitzt ein etwas älterer Junge neben seinem Vater. Ich wende mich ab.

Auf dem Weg zurück durch den Flur fällt mir ein gerahmtes Gemälde von einem alten Segelboot auf. Mit zusammen-

gekniffenen Augen kann ich den Namen des Boots entziffern, der in Blau auf den Schiffsrumpf gemalt ist: *Catalina*. Ich denke an die Insel vor der Küste von San Diego. Meine Zeitung hat mich vor neun Jahren dorthin geschickt, ein Jahr nach meiner Hochzeit. Ich weiß noch, wie ich immer den Möwen in der Bucht zugesehen habe. James hat mich begleitet. Wir haben Panino-Sandwiches in einem kleinen Café am Strand gegessen ... Ich hole tief Luft und wende mich wieder dem Gemälde zu. Die beiden Segel des Boots blähen sich. Das Wasser ist tropisch blau. Vielleicht ist das auf den Bahamas oder sonst irgendwo in der Karibik. Wohin segelt es, dieses Boot namens *Catalina*? Es wirkt so kraftvoll, so zielstrebig. Ich strecke die Hand aus und berühre die Leinwand mit den Fingerspitzen. Das tut man nicht, ich weiß, aber ich kann nicht anders. Von dem Bild geht eine geradezu magnetische Anziehungskraft aus. Ich spüre die Linien, die Textur des Malerpinsels.

Hinter mir befindet sich die Treppe – na ja, es ist eher eine Schiffsleiter –, die ins Obergeschoss führt. Ich ziehe den Kopf ein und klettere nach oben in einen kleinen Raum, wo Dielen aus Kiefernholz unter meinen Schritten ächzen. Hier gibt es ein Doppelbett mit weißem Bettzeug und eine Kommode mit Messinggriffen in Form von Löwenköpfen. Über dem hölzernen Kopfteil des Betts befindet sich das Bullauge. Es steht offen, und ich spüre die kühle Morgenluft im Gesicht. Zwei Kanadagänse fliegen schreiend vom Wasser auf.

Vorsichtig steige ich die Leiter hinunter ins Wohnzimmer. Durch die doppelflügelige Glastür, die aufs Deck führt, sehe ich ein Segelboot auf dem Wasser schaukeln. Bei der

Vermietungsagentur ist kein Segelboot erwähnt worden. Es hat einen honigbraunen Holzrumpf und wirkt gut gepflegt. Ich öffne die Türen und trete aufs Deck hinaus. Auf der Rampe zu meiner Linken schläft ein gelber Labrador vor einem Hausboot. In New York würde ich um diese Uhrzeit bereits an meinem Schreibtisch sitzen, meinen zweiten Espresso trinken und das Seitenlayout bearbeiten. Das würde ich bis ein Uhr machen, bis jemand mich zum Mittagessen mitschleppt, das ich widerwillig zu mir nehme, bevor ich ins Büro zurückeile. Ich würde bis nach neun in der Redaktion bleiben und erst gehen, wenn die Putzkolonne käme. Ich würde es unerträglich finden, nach Hause zu gehen.

Ich setze mich in einen weißen Adirondack-Liegestuhl mit Blick auf den Lake Union, wo Segelboote und Hausboote nebeneinander am Ufer liegen. Zu meiner Rechten erhebt sich ein grasbewachsener Hügel – wahrscheinlich der Gas-Works-Park, der in meinem Seattle-Führer beschrieben wurde –, auf dem verrostete Maschinen herumstehen wie moderne Skulpturen. Eine Stunde lang schaue ich den vorübergleitenden Booten zu. Leise Geigenmusik weht zu mir herüber, aber ich kann nicht ausmachen, woher sie kommt. James hat mir erklärt, dass Schall auf dem Wasser trügerisch ist, dass man ein Flüstern einen halben Kilometer weit hören kann. Eine Weile lausche ich fasziniert der sanften Melodie, bis sie abbricht. Plötzlich höre ich Schritte hinter mir, dann eine Stimme.

»Henrietta!«, ruft ein Mann auf dem Steg. »Henrietta!« Er klingt besorgt, und ich frage mich schon, ob vielleicht jemand Hilfe braucht. Zögernd gehe ich an den Rand des Decks. Zuerst sehe ich ihn nur von hinten. Er ist groß und

kräftig. Gut in Form für sein Alter, denke ich, als er sich umdreht und mir sein wettergegerbtes Gesicht zuwendet. Ich schätze ihn auf Anfang sechzig. Das graue, an der Seite gescheitelte Haar fällt ihm ins Gesicht wie Ernest Hemingway auf den Fotos, die ihn in Key West zeigen. Es verleiht ihm einen jungenhaften Charme. »Oh«, sagt er, als er mich bemerkt. »Sie sind wohl die neue Nachbarin.« Er lächelt mich an. »Verzeihen Sie«, fährt er fort und zeigt auf das Segelboot, das an meinem Hausboot festgemacht ist. »Ich wollte es eigentlich zu meiner Rampe bringen, bevor Sie kamen. Ich muss endlich mal die Verwaltung beauftragen, den Steg zu reparieren, und, na ja ...«

»Kein Problem«, sage ich und gehe zu ihm.

»Ich bin Jim«, stellt er sich vor.

»Ada«, antworte ich und schüttele ihm die Hand. »Ich bin gestern Abend angekommen. Ich bin die neue Mieterin.«

»Willkommen auf der Bootsstraße«, sagt er strahlend.

Ich runzle die Stirn.

»Na ja, so nennen wir unseren Steg«, sagt er.

Ich nicke. »Ach so. Sie suchen jemanden? Henrietta?«

Seine Miene verdüstert sich. »Ach ja«, sagt er und schüttelt den Kopf. »Haines, alter Junge, wo steckst du?« Verwundert sehe ich, wie er sich umdreht. Im nächsten Augenblick lugt ein Erpel um den Bug des Nachbarhausboots herum. Dann kommt das Tier auf Jim zugewatschelt und schaut mich neugierig an. »Sehen Sie, Haines ist mit einer netten Entendame namens Henrietta verheiratet. Aber sie zanken sich oft, und gestern Abend sind sie fürchterlich aneinandergeraten.« Er sagt das ohne jeden Anflug von Ironie, so als wäre das Liebesleben von Enten eine ernste Angelegenheit.

Ich weiß nicht, ob es pietätlos ist, doch ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen.

»Glauben Sie, sie ist ihm davongelaufen?«, frage ich und gebe mir Mühe, meiner Stimme den nötigen Ernst zu verleihen.

»Nein, nein«, sagt Jim. »Die schmolzt nur irgendwo. Letzte Woche hab ich sie im Kajak gefunden. Sie war zwei Tage verschwunden, und Haines war völlig aus dem Häuschen.« Er hockt sich neben den Erpel, der seine Federn plustert und einmal kurz quakt. »Stockentenpaare bleiben ein Leben lang zusammen, wie Sie vielleicht wissen.«

»Ja, davon habe ich gehört«, sage ich. »Wirklich rührend.«

»Jedenfalls hoffen wir alle, dass es im Frühjahr Küken gibt.« Er steht auf.

»Küken?«

Er nickt. »Na ja, die beiden sind jetzt schon seit fünf Jahren zusammen, und man sollte doch meinen, dass sie irgendwann die Ehe vollziehen.«

Ich muss erneut grinsen.

»Also, falls Sie Henrietta sehen, sagen Sie mir Bescheid. Ich wohne vier Boote weiter.«

»Ach«, sage ich, denn ich erinnere mich an den üppigen Garten, an dem ich am Vorabend vorbeigegangen bin. »Dann haben Sie wohl all die schönen Blumen gepflanzt.«

»Nein«, winkt er ab. »Der Garten gehört meiner Mutter. Meine Eltern wohnen in dem Hausboot nebenan. Ich bin hier auf dem Steg aufgewachsen.« Einen Moment lang wirkt er nachdenklich. »Ich war lange Jahre fort, aber als das Hausboot nebenan letztes Jahr zum Verkauf stand, habe ich es kurzerhand erworben.« Sein Blick geht ins Leere, als

würde er sich vor Augen führen, wie alles vor fünfzig Jahren aussah. »Als ich fortgegangen bin, habe ich mir geschworen, nie wieder zurückzukehren. Aber ich nehme an, so denken alle Achtzehnjährigen, nicht wahr?« Er zuckt die Schultern. »Wenn ich eins gelernt habe, dann, dass die Zeit einen alles gnädiger betrachten lässt.« Sein Blick fällt auf die Blumenkübel auf dem Hausboot seiner Eltern. »Wie auch immer, Heimat ist Heimat. Es ist der Ort, wo man hingehört.«

Ich nicke zögerlich und denke an meine Heimat. Ich bin schon seit Jahren nicht mehr in Kansas City gewesen. Die Erinnerung an den Grund dafür schmerzt mich, und ich verscheuche sie wie eine lästige Fliege. Und New York – nein, das ist auch nicht mehr meine Heimat. Ich bin nirgendwo mehr verankert.

»Aber ich hätte ohnehin zurückkommen müssen«, fährt Jim fort. »Meinen Eltern geht es nicht so gut. Meine Mutter hat sich letzten Herbst die Hüfte gebrochen. Inzwischen läuft sie wieder, aber sie ist gebrechlich. Und mein Vater, na ja, er wird immer vergesslicher. Er hat gute und schlechte Tage.«

»Das tut mir leid«, sage ich und muss an meine eigenen Eltern denken. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil eine Mauer des Schweigens zwischen uns entstanden ist. Es war nicht ihre Schuld. Aber ich habe einfach irgendwann ihre Stimmen nicht mehr ertragen, ihre Gesichter, in denen sich mein Schmerz spiegelte. Wir haben sie in Kansas besucht, in dem Sommer, bevor ... Ich schließe kurz die Augen und sehe, wie Ella in der feuchtwarmen Abendluft herumhüpft und versucht, Glühwürmchen zu fangen. »Schau

mal, Mama«, quiekt sie und kommt freudestrahlend auf mich zugerannt. »Ich hab eins gefangen! Wie sollen wir es nennen?«

Ich lächle und gehe mit ihr ins Haus. Ich nehme ein altes Einmachglas aus dem Küchenschrank und zeige ihr, wie man ein ordentliches Glühwürmchenhaus baut: Wir legen ein paar Blätter und kleine Zweige in das Glas und stechen mit einem Steakmesser Löcher in den Metalldeckel, damit der kleine Kerl genug Luft bekommt.

Ella drückt ihre Nase an das Glas. »Können wir es mit nach New York nehmen?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, Liebes«, sage ich sanft. »Es gehört hierher.«

Mehr brauche ich ihr nicht zu erklären. Sie versteht es sofort.

Ella versteht so viel mehr als andere kleine Mädchen in ihrem Alter. Ich seufze bei der Erinnerung an diesen wunderbaren Sommerurlaub, an James und an meine Eltern, die extra für Ella, ihr einziges Enkelkind, eine Schaukel in ihrem Garten aufgestellt hatten. Ich schüttele den Kopf. Nein, ich konnte ihnen nicht mehr in die Augen sehen. Und schließlich bin ich einfach nicht mehr ans Telefon gegangen, wenn sie anriefen. Irgendwann habe ich ihnen einen Brief geschrieben und ihnen versprochen, dass ich mich melde, wenn ich so weit bin. Dass ich aber noch nicht weiß, wann das sein wird.

Jim schaut Haines an und lächelt. »Jedenfalls tut es gut, sich um sie zu kümmern.«

»Ja«, sage ich vage.

»Und Sie?«, fragt er. »Wo sind Sie zu Hause?«

Ich schaue in die Ferne, als könnte ich jenseits der Skyline von Seattle meine Wohnung in Manhattan sehen. Dann wende ich mich Jim wieder zu. »Ich habe an vielen Orten gewohnt.«

»Aha.« Seine Augen funkeln. Er scheint zu verstehen. Vielleicht hat er auch seine Geheimnisse. »Also, hier wird es Ihnen gefallen.«

»Das hoffe ich«, sage ich. »Übrigens, gibt es hier in der Nähe einen Supermarkt?«

Jim nickt und zeigt zu der Straße am Ufer. »Pete's Market«, sagt er. »Ein paar hundert Meter die Straße runter. Den gibt's schon, seit ich denken kann. Da bekommt man auch guten Wein. Im Übrigen, wenn Ihnen mal was ausgegangen ist – Brot, Eier, Milch oder so –, kommen Sie einfach vorbei. Wir helfen uns hier gegenseitig gern aus.«

»Danke.« Ich schaue auf den See hinaus, dann zur Straße hoch. »Es war schon dunkel, als ich gestern angekommen bin, ich habe noch keinerlei Orientierung. Was ist von hier aus denn noch zu Fuß erreichbar?«

»Gleich dort den Hügel hoch auf der East Lake ist das beste Café von Seattle, und dann gibt's noch das Serafina, ein italienisches Restaurant.«

»Klingt gut«, sage ich. Wenn James mitgekommen wäre, hätte ich das längst im Voraus herausgefunden und für den Abend einen Tisch reserviert.

»Ja, hier gibt es alles, was das Herz begehrt.« Jim wendet sich wieder Haines zu, der unserem Gespräch aufmerksam lauscht. »Also, ich mache mich dann mal wieder auf die Suche«, sagt er und zieht ein Stück Brot aus der Hosentasche. »Ihr Lieblingsfutter: trockenes Ciabatta.«

»Viel Glück bei der Suche«, sage ich. Haines legt den Kopf schief, als würde er jedes Wort verstehen.

Jim nickt. »Heute Nachmittag komme ich vorbei und bringe das Boot zurück zu meiner Rampe.«

»Ach, das eilt nicht«, erwidere ich. »Es stört mich nicht. Sieht doch ganz hübsch aus.«

Er kratzt sich am Kopf. »Wenn's Ihnen nichts ausmacht.«

»Ganz bestimmt nicht.«

»Die *Catalina* hat eine interessante Geschichte.«

Ich stutze. Dann fällt mir das Gemälde ein. »*Catalina?*«

Er grinst.

»In meinem Hausboot hängt ein Bild ...«

»Ja«, sagt er, und seine Augen funkeln. »Also dann. Man sieht sich.«

3

Penny

Seattle, 8. Juni 1959

Dexter ist fort. Schon wieder. Ich stehe auf, gehe auf das Vorderdeck und tauche meine Füße ins kühle Wasser. Der Steg schwankt wie immer am frühen Morgen, wenn die Boote sich vom südlichen Teil des Sees auf den Weg zu den Schleusen machen. Ich mag es nicht, wenn sie wegfahren. Ich fühle mich dann einsam und verlassen.

Ich schaue nach rechts, wo sich Collin, der neue Nachbar, am anderen Steg über den Rumpf des Segelboots beugt, an dem er gerade baut. Mit weit ausholenden, geschmeidigen Bewegungen schleift er die Reling glatt. Fasziniert schaue ich ihm zu, bis er plötzlich aufblickt und mich anlächelt. Ich erröte und wende mich hastig ab. Es ist noch früh, und vormittags bleiben die Leute gern für sich. Es gibt ungeschriebene Gesetze hier. Ich blicke auf den See hinaus, bis ich dem Drang nicht länger widerstehen kann und mich wieder Collins Steg zuwende. Er trägt ein weißes T-Shirt mit V-Ausschnitt, das inzwischen schweißnass ist. Unter dem dünnen Baumwollstoff zeichnen sich seine Brust- und Bauchmuskeln ab. Er wischt sich die Stirn mit dem Handrücken ab. Ich schaue weg, bevor sich unsere Blicke wieder begegnen können, und bewege meine Füße im Wasser – es ist so dunkel wie ein Glas voll kobaltblauer Farbe, in die zu

viel Schwarz gemischt wurde. Ich beuge mich vor und versuche wie immer, etwas unter der Wasseroberfläche zu entdecken. Aber ich sehe nur mein Spiegelbild, unscharf und verzerrt. Ich erkenne mich kaum selbst und frage mich, wie ich auf diesem Hausboot gelandet bin, so vollkommen allein.

Es war purer Zufall, dass ich Dexter kennenlernte. Wenn er sein Portfolio nicht vergessen hätte. Wenn ich nicht um Punkt halb neun am Morgen aus dem Haus gegangen wäre. Wenn die Bauarbeiter auf der Fifth Avenue die Madison Avenue nicht blockiert hätten. Wenn der Regen nicht heftiger geworden wäre. Dann hätten unsere Wege sich vielleicht niemals gekreuzt.

Am 9. März 1956 fuhr Mr. Dexter Wentworth im Taxi mitten in mein Leben. Er kurbelte das Fenster herunter und sagte: »Steigen Sie ein, Sie werden ja ganz nass. Ich nehme Sie mit, wohin Sie wollen.« Er mochte fast zwanzig Jahre älter sein als ich, und er sah umwerfend gut aus mit seinem kantigen Kinn, den wie gemeißelten Gesichtszügen und dem dichten, dunklen Haar. Er sprach mit tiefer, warmer Stimme. Ruhig und sicher, wie ein Filmstar.

»Ich will eigentlich nur in das Café um die Ecke«, sagte ich und glättete mein Haar. *Was würde Miss Higgins von mir denken?* Es verstieß bestimmt gegen sämtliche Regeln des Mädchenpensionats, mit einem Fremden zu sprechen, ganz zu schweigen davon, zu ihm ins Taxi zu steigen. Aber es regnete in Strömen, und er hatte die Tür aufgemacht und streckte mir seine Hand hin.

»Also gut«, sagte ich. »Vielen Dank.«

Im Taxi war es warm, und es roch nach Eau de Cologne

und Zigarrenrauch. »Was macht denn eine hübsche junge Frau wie Sie bei diesem Wetter allein draußen?«

»Ich gehe Kaffee holen«, antwortete ich. »Für meine Lehrerin.«

Er wirkte belustigt. »Für Ihre Lehrerin?«

»Ja«, sagte ich. »Ich bin Schülerin in Miss Higgins' Lehranstalt.«

»Aha, ein Mädchenpensionat.«

Meine Wangen glühten. Sein Ton gefiel mir nicht. Aber wenn ich ehrlich war, gefiel mir die Sache mit dem Mädchenpensionat noch weniger. Meine Mutter hatte darauf bestanden. Sie hatte gesagt, es sei die einzige Chance für ein Mädchen aus dem Süden von Seattle, einen anständigen Mann zu finden. Einen *Ehemann*. Ich wollte überhaupt keinen Ehemann. Aber meine Mutter wollte, dass ich bekam, was sie nie gehabt hatte. Also ging ich in Miss Higgins' Institut.

»Ich nehme an, die heutige Lektion bestand darin, fünfzig Schritte mit einem Buch auf dem Kopf durch den Regen zu laufen?«

Ich runzelte die Stirn, als das Taxi vor Bette's Café hielt. »Danke fürs Mitnehmen«, sagte ich und wollte aussteigen.

»Hören Sie«, sagte er. »War nicht böse gemeint. Wissen Sie was? Ich lade Sie auf einen Kaffee ein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, danke, Mister ...«

»Wentworth«, sagte er. »Dexter Wentworth.«

Wieso kam mir der Name so bekannt vor?

Ich nickte und stieg aus dem Taxi.

»Warten Sie«, rief er und kurbelte das Fenster herunter. »Sie können doch nicht gehen, ohne mir Ihren Namen zu sagen.«

Ich zögerte. Was konnte es schaden? Ich würde ihn sowieso nie wiedersehen. »Penny«, sagte ich. »Penny Landry.«
»War mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Miss Landry.«

Den anderen erzählte ich nichts von meiner Begegnung mit Dexter Wentworth, aber sie erfuhren davon, als am selben Nachmittag ein Strauß Lilien geliefert wurde – prächtige rosafarbene Blumen, die einen betörenden Duft verströmten –, mit einer Karte, auf der stand: »Heute Abendessen im Olympic. Hole Sie um acht ab. Dexter.«

Zuerst fand ich es schrecklich anmaßend, ja regelrecht unverschämt, dass er einfach davon ausging, dass ich die Einladung annehmen würde. Aber auf einmal drängten die anderen Mädchen sich um mich herum und konnten sich gar nicht mehr beruhigen vor Entzücken. Miss Higgins, groß und hager, das graue Haar in Wasserwellen gelegt, las die Karte. Ihre anfängliche Skepsis wich schnell einem wohlwollenden Lächeln. »Du weißt hoffentlich, wer dieser Mann ist, Penny?«

Ich sah sie verständnislos an.

»Dexter Wentworth«, sagte sie. »Der Maler. Seine Gemälde hängen in Galerien auf der ganzen Welt. Er ist der begehrteste Junggeselle in ganz Seattle.« Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie nicht begreifen, wie ausgerechnet ich es geschafft hatte, einen solchen Fang zu machen.

»Ich habe ihn heute Morgen kennengelernt«, sagte ich kleinlaut. »Er hat mich zum Café gefahren.« Die anderen Mädchen rissen die Augen auf. »Es hat geregnet«, fügte ich hinzu.

»Ich bin ganz grün vor Neid!«, rief Sylvia aus. »Wäre ich

doch bloß losgegangen, um Kaffee zu holen ... Du hast wirklich ein unverschämtes Glück!«

Miss Higgins tätschelte Sylvia den Rücken. »Lasst euch das allen eine Lehre sein«, sagte sie. »Penny hat bisher alle Kurse mit Bravour absolviert, und seht nur, wie es sich jetzt auszahlt.« Ich musste grinsen. Typisch, dass Miss Higgins es als ihr Verdienst hinstellte. »Sylvia, du tätest gut daran, noch einmal zu wiederholen, was wir übers Schminken gelernt haben. Du trägst das Rouge immer zu hoch auf den Wangenknochen auf, das macht dein Gesicht zu kantig.«

»Ja, Ma'am«, antwortete Sylvia und eilte ins Schminkezimmer.

»Und jetzt zu dir«, wandte sich Miss Higgins an Vivien, die mit siebzehn die Jüngste von uns war und auch die Korpulenteste.

»Ja, Miss Higgins?«, antwortete sie mit ihrer Piepstimme.

»Ich habe beobachtet, dass du schon wieder Kuchen gegessen hast«, tadelte sie Miss Higgins. »Ich dachte, wir hätten uns über deine Diät geeinigt.«

»Ja, Ma'am.«

»Du wirst heute Nachmittag eine extra Stunde Gymnastik machen.«

»Ja, Miss Higgins«, sagte Vivien und ging in Richtung Treppe.

»Und du, Penny«, sagte Miss Higgins. Sie verschränkte die Hände vor der Brust und strahlte mich an, als wäre ich eine Vorzeigeschülerin. »Wir beide werden den heutigen Nachmittag damit zubringen, dich auf dieses wichtige Ereignis vorzubereiten.«



Sarah Jio

Zimtsommer

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35886-7

Diana

Erscheinungstermin: Juli 2016

Ada kennt das große Glück. Doch an einem einzigen Tag verliert sie ihre Familie und damit alles, wofür sie gelebt hat. Von Trauer überwältigt, will Ada nur noch weg und mietet Hals über Kopf ein Hausboot in Seattle. Dort, mitten auf dem See, wartet eine alte Geschichte von großen Träumen und tragischer Liebe auf sie – und eine Begegnung, die ihr den Glauben an das Leben wiederschenkt ...



[Der Titel im Katalog](#)